Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 69 (1989)
Heft: 5

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fiktion oder Provokation?

Auch Rushdie steht in einer Tradition

In Presseinterviews hat Rushdie immer wieder auf sein heimatliches Milieu verwiesen. Im indo-muslimischen Umfeld hätte jede Frage offen diskutiert werden können, hätten alle Themen zur Debatte gestanden, die man sich überhaupt vorstellen könne. Dem ist tatsächlich so, wenngleich natürlich nur in einem *Teil* jener Gesellschaft. Der indische (oder indo-pakistanische) Islam steht seit jeher in einer starken liberalen, ja sogar freigeistigen Tradition, ist er doch Erbe vielerlei Arten von persischem Ketzertum. Ironischerweise war Iran einst das wohl freigeistigste unter den muslimischen Ländern. In Indien kam es zu einer Befruchtung mit einheimischen Strömungen, teils buddhistischer, teils hinduistischer Herkunft. Dazu gesellte sich die stark entwickelte wissenschaftliche Neigung der Afghanen, die im indischen Islam eine Schlüsselrolle spielten. Im Endeffekt ergab sich ein reichhaltiges Geistesschaffen zu einer Zeit, da die arabische Welt intellektuell darniederlag.

Nach der Zerstörung Bagdads durch die Mongolen im Jahr 1258 waren hervorragende Denker nach Delhi ausgewandert, das zum Hort islamischen Geisteslebens wurde. Man vergleicht das bisweilen mit der Auswanderung griechischer Geistesgrössen aus dem vom Türkensturm bedrohten Konstantinopel nach Italien, deren Einfluss auf die Renaissance bekannt ist.

Zweifellos gibt es im indischen Islam auch das genaue Gegenteil der Offenheit — eine extrem «fundamentalistische» Ausrichtung, wie sie fanatischer gar nicht sein könnte. Die beiden Richtungen haben sich jahrhundertelang bekriegt und tun es bis heute.

Jedenfalls wächst eine beachtliche Zahl von hochgebildeten Muslims in jenen Gefilden in der freigeistigen Tradition heran, natürlich immer auch in Tuchfühlung mit den religiösen Fanatikern.

Rushdie hätte noch ganz anders argumentieren können. In der indo-pakistanischen Bildungsschicht ist es üblich, die heiligsten Dinge der islamischen Religion zu verulken — hinter verschlossenen Türen, versteht sich, und immer nur im engen Freundeskreis oder im Rahmen der Grossfamilie. Da regt sich vielleicht eine Tante oder ein Onkel furchtbar auf, doch tut das den jungen Intelligenzlern nicht weh. Sie respektieren kein Tabu.

Dass sich — in *«Satanische Verse»* — eine Gruppe von Prostituierten aus Schabernack die Namen der Prophetengattinnen zulegt und damit bei ihren Kunden, die dem Islam gram waren, gut ankam, lag durchaus im Bereich der Möglichkeiten. Hier fängt Rushdie sehr wohl eine historische Stimmung ein. Doch liest sich diese Episode als sei sie von Gabriel García Márquez entlehnt.

Wir wissen aber aus historischen Quellen, dass sich Muhammads zahlreiche Feinde nicht genug daran tun konnten, sein in der Tat recht ungewöhnliches Familienleben zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen. Das war auch nicht anders zu erwarten. Es gab sogar Dichter, die ihre Hauptaufgabe darin sahen, als Propagandisten gegen den Propheten aufzutreten. Und mit jenen ging Muhammad nicht glimpflich um, wiewohl er sonst grossherzig und vergebend war.

Abgesehen von jener historischen Stimmung, die Rushdie auf seine Weise einfängt, bricht er mit einem der wichtigsten Tabus der Muslims. Indem er nämlich jene Schar einfallsreicher Freudendamen auf ihre spassig-makabre Weise sich die Identität der zwölf Prophetengattinnen zulegen lässt, wird der Leser vor das Familienpanorama Muhammads gestellt. Die Tatsache, dass es sich um eine Parodie geschäftstüchtiger Prostituierter handelt, tritt in den Hintergrund. Da sie sehr geschickt und genau imitieren, wird uns gewissermassen ein Foto des Prophetenhaushalts vorgelegt.

Das ist ein Verstoss gegen die Unverletzlichkeit der Privatsphäre, die im Islam geheiligt ist. Das Wort Harem (arab. *harím*), das in Europa einen so anstössigen Sinngehalt erworben hat, heisst ja eigentlich «heilig», «unverletzlich». Vor allem aber wird das Verhältnis des Propheten zu seinen Frauen auf eine Weise veranschaulicht, die heutzutage vielen Muslims unerträglich frivol erscheint. Früher sah man die Dinge etwas gelassener, und auch heute sehen zahlreiche Muslims ihr gesundes Lebensgefühl durch jene «beispielhaften» Heiraten des Propheten gerechtfertigt.

Apologeten

Seit etwa hundert Jahren gibt es aber auch eine apologetische Literatur des Islam, die all jene Heiraten als Zweckehen deklariert. Damit habe der Prophet politische Allianzen geknüpft — eine Notwendigkeit, um das Überleben der von allen Seiten bedrohten Gemeinde zu sichern. Zum anderen habe er, was fast noch wichtiger sei, eine Art Sozialfürsorge vorexerziert. Zu jener Zeit gab es einen grossen Frauenüberschuss. Witwen und verstossene Frauen gerieten in eine äusserst missliche Lage. Dem habe der Prophet, in Anlehnung an das Judentum, Abhilfe geschaffen, indem die materielle Versorgung solcher Frauen durch Mehrehe gesichert wurde.

Manche Apologeten gehen so weit, ausschliesslich die Ehe Muhammads mit Khadidja — seiner 15 Jahre älteren, ersten und damals einzigen Frau — als eigentliche Ehe gelten zu lassen. Das ist jedoch fadenscheinig und steht in Widerspruch zu den Meinungen der altfrühen muslimischen Theologen und Historiker.

Weiss Rushdie, wie muslimische Geistesgrössen vergangener Jahrhunderte diese Fragen angegangen sind? Doch finden viele junge Intellektuelle die apologetische Literatur der Neuzeit beschämend. Deren Schönfärberei überzeugt nicht, sie ist auch zu sehr auf Modeerscheinungen in Europa eingestellt, will gefallen, wollte früher bei den Kolonialherren Anerkennung erheischen und möchte heute den Islam als letzten Schrei einer Moderne anpreisen, die längst der «Post-Moderne» gewichen ist.

So stellt Rushdie heraus, was jedem, der sich mit der Geschichte Muhammads befasst, ins Auge springt, dass es

sich nämlich bei den Prophetengattinnen, von Ausnahmen abgesehen, um anziehende Frauen handelte, noch dazu um die erstrebenswerteste Auslese, die sich erträumen lässt, nämlich alle Altersgruppen, Körpergrössen und Hautfarben.

Während des ersten Jahrhunderts der arabischen Expansion in alle Himmelsrichtungen haben zahllose Gläubige den Propheten in dieser Sammlerleidenschaft noch übertroffen — und das auch schriftlich festgehalten. So gibt es recht genaue Zahlenangaben darüber, wieviele Marokkanerinnen (bzw. Berberinnen) alljährlich nach Arabien importiert wurden. Sie hatten das Glück — oder Unglück — als bestes Frauenmaterial der Welt zu gelten. Der arabische Literat Al-Djáhiz verfasste eine Abhandlung über die Frauen, in der jede Rasse und Volksgruppe analysiert wurde.

Wie gesagt, die indo-muslimische Avantgarde treibt heute gern ihre Spässe über diese Dinge; denn die Propaganda der Islamisten ist so flach, wie sie übermächtig ist. Dazu muss man wissen, dass der Büchermarkt in vielen islamischen Ländern von islamistischen Schriften überflutet wird. Die rivalisierenden Mächte des Islamismus, Iran, Libyen und Saudi-Arabien, haben «jede für sich» Milliarden in Propagandaliteratur investiert.

Darin liegt eine weitere Provokation Rushdies — und eine Rache des Intellektuellen an der islamistischen Dampfwalze. Statt nach den überall zu Schleuderpreisen oder gar unentgeltlich angebotenen Schriften Khomeinis und Maududis, verlangen nun auch in Kairo und Karachi, in Kalkutta und Kuala Lumpur, in Kano und Khartum Studenten und Schüler nach anderen Büchern. Die Betonierung muslimischen Denkens mittels ahistorischer Apologetik ist damit durchbrochen.

Salman Rushdies *«Die satanischen Verse»* erscheint deutsch im zu diesem alleinigen Zweck gegründeten Verlag *«UN-Charta Artikel 19»*, an dessen Gründung sich über 50 Verlage des deutschen Sprachraums beteiligt haben. Als Herausgeber zeichnen rund 150 Schriftsteller und Personen des öffentlichen Lebens. Der internationale PEN-Club hat dem Generalsekretär der UNESCO eine Liste mit 1580 Unterschriften von Autoren überreicht, die sich mit Rushdie «gegen die Drohungen und den unerträglichen Druck gegen den britischen Schriftsteller und seine Herausgeber» solidarisieren.

«Mahund»

Sicher wäre damit sogar ein Damm gebrochen, wäre dem seit langem anstehenden Ausbruch einer rebellischen Generation Vorschub geleistet worden, hätte Rushdie weniger geschmacklos gehandelt. Die Wahl des Namens Mahund für den Propheten ist denkbar schlecht getroffen. Während der Zeit der Konfrontation von christlichem Abend- mit muslimischem Morgenland war es in Europa üblich, den Namen des Propheten zu entstellen. Das lebte nach 1857 noch einmal in grossem Stil auf, als die Engländer beinahe aus Indien vertrieben wurden. Der von Muslims angeführte grosse Aufstand der Inder führte zu Blutbädern. Bei den Engländern wurde es daraufhin üblich, Hunde mit Namen wie *Sultan* zu belegen, da der Hund im Islam als unrein gilt. In diesen Zusammenhang gehört die Verballhornung von Muhammad zu Mahund.

Gewiss fehlt es nicht an muslimischen Snobs, die sich an derlei ergötzen. Rushdie hätte besser eine andere Wortwahl getroffen, und sei es eine der anderen Verballhornungen wie Mahomet, Mahoma usw. So aber fühlen sich selbst Ketzer unwohl mit seinem Buch. Hier ist mehr als Religion im Spiel. Es ist die Erinnerung an koloniale Unterjochung.

Bei einem Somali, der sich im Studentenheim einen Hund hielt, was unter Muslims höchst ungewöhnlich ist, stellte sich heraus, dass er es nur tat, um das hässliche Tierchen *Churchill* zu rufen, was ihm prompt der pakistanische Rektor untersagte. *«Unsere islamische Moral verbietet Racheakte und Beleidigungen»*, lautete die Begründung.

Es ist nicht ernst zu nehmen, wenn Rushdie behauptet, mit Mahund sei nicht Muhammad gemeint — gibt er doch die übrigen Namen z. B. General Khálid alle getreu wieder.

Schlimmer noch als die Beschreibung der physischen Vorzüge einer jeden Prophetengattin ist die Rolle des Dichters, der die Stelle Muhammads als Ehemann der zwölf Freudendamen einnimmt. Der Prophet ist oft als ein Dichter bezeichnet worden, was angesichts der Tradition, in der er aufwuchs, nicht überrascht. Muhammad aber betrachtete die von ihm hervorgebrachten Verse nicht als Eigenprodukt; sie seien ihm eingegeben worden. Er verwehrte sich dagegen, ein Dichter zu sein. Der Dichterberuf erfuhr deshalb sogar eine gewisse Abwertung. Bei Rushdie erscheint Muhammad dann doch als ein Dichter, noch dazu als einer, der seine besten Inspirationen der Betreuung durch seine Lieblingsfrauen verdankte.

Für viele Intellektuelle ist das selbstverständlich, für orthodoxe Gläubige hingegen unerträglicher Frevel. Unter ihnen gibt es zweifellos einen Konsensus, dass der satanische Autor darob die Todesstrafe verdiene, wenngleich ausserhalb Irans und Saudi-Arabiens kaum jemand ernsthaft an eine Vollstreckung des Urteils denken würde.

Eine sonderbare Pilgerfahrt

Rushdie versteht es, Leser an der Nase herumzuführen. Mehrere Rezensionen setzen sich mit seinem Fabulieren auseinander und erwähnen als bizarres Beispiel seines Hangs zum Einblenden von märchenhaften Absurditäten die Geschichte einer haarsträubenden Pilgerfahrt, angeführt noch dazu von einer «begnadeten» jungen Frau, was im islamischen Kontext gänzlich unglaubhaft wirken mag. Die Schar der Gläubigen marschiert am Indischen Ozean tatsächlich ins Meer, wo der von der Heiligen versprochene wundersame Übergang nach Arabien in einem grauenhaften Fiasko endet; viele ertrinken. Bis zum letzten Moment weigern sie sich einzusehen, dass der schöne Traum vorbei ist.

Das halten die Rezensenten für Rushdies absurdesten Einfall. Sicher ist es das, jedoch in einem ganz anderen Sinne. Hier hat sich nämlich der Autor den Spass erlaubt, einen Pressebericht in seinen Text einfliessen zu lassen. Es handelt sich um eine wahre Begebenheit, die sich vor wenigen Jahren bei Karatschi so und nicht anders abgespielt hat. Natürlich haben orthodoxe Muslims sich seinerzeit über dieses schwer fassbare Ereignis entsetzt; und für Fundamentalisten ist das die Verkehrung des Islam ins Gegenteil seiner

selbst. Doch scheren sich Religionen — als soziale Realitäten — in der Regel wenig um fundamentalistische Massregeln. Der Volksglaube folgt seit jeher eigenen Bahnen. Davon bleibt auch der Islam nicht verschont, weder in Malaysia noch in Marokko, in Ägypten oder in Äthiopien.

Die wohlhabenden Gläubigen, die bei solchen Gelegenheiten den bei 47 Grad Hitze gen Mekka eilenden Pilgern ein frommes Weggeleit geben — im Mercedes mit Klimaanlage — sind ebenfalls keine Erfindung. Rushdie hätte Schlimmeres schildern können. Jedes Jahr im islamischen Monat Muharram ziehen schiitische Prozessionen durch viele Städte Indiens und Pakistans und führen die grässlichsten Selbstgeisselungen vor — die übrigens von der mehrheitlich sunnitischen Bevölkerung als eine Schande für das Land und den Islam betrachtet werden. Reiche Schiiten, die das blutige Schauspiel von den Balkonen ihrer Häuser anschauen, bezahlen die armen Eiferer für die Wunden, die sie sich da unten im Strassenstaub zufügen. Je wilder die Trance, je mehr Blut, desto mehr Münzen oder auch Geldscheine.

Rushdie ist nicht in solchem Mass Einzelgänger wie es scheinen mag, auch wenn jetzt von verschiedenen Seiten mit unterschiedlichen Motiven der Eindruck erweckt wird, als handle es sich um den sehr besonderen Fall eines muslimischen Renegaten. Arabische Medien beurteilen Rushdie als extremes Beispiel der Entfremdung, weil er in so jungen Jahren in ein britisches Milieu verpflanzt wurde. Dabei wird übersehen, dass Rushdie ununterbrochen zwischen Bombay und London hin und her pendelte. Tatsächlich ist er Indien wohl stärker verhaftet geblieben als viele der Islamisten in Bradford und anderswo in England, die zum Teil ja gerade deshalb solche Fanatiker sind, weil sie seit zwei Jahrzehnten kaum jemals für längere Zeit daheim gewesen sind und nun — bis zum Pathologischen — um die eigene Substanz fürchten.

«Unwissenheit»

Bemerkenswert ist der ausgeprägte Anti-Arabismus. Kaum ein Land ausserhalb der arabischen Staatenwelt identifiziert sich so stark mit arabischen Belangen wie Pakistan. Die muslimischen Inder führen sich oft auf, als wären sie Araber in der Diaspora. In der Bildungsschicht aber trifft man auch auf das Gegenteil. Vielleicht liegt das an der engen Verknüpfung der islamischen Religion mit den arabischen Ursprüngen. Da Freigeister sich gegen alles richten, was irgendwie dogmatisch erscheint, wird auch das sonst so verherrlichte Arabertum zur Zielscheibe des Spotts — das scheint bei Rushdie durch.

Arabertum — man höre und staune — wird in Indien und Pakistan oft gleichgesetzt mit Lasterhaftigkeit (genauer gesagt sexuellen Ausschweifungen), politischer Anmassung und Sprachenimperialismus. Indo-muslimische Intellektuelle machen weniger Spässe über ihre einstigen Kolonialherren, die Briten, als über die arabischen Glaubensbrüder, die *khajúris* («Dattelfresser»). Nichts ruft so schallendes Gelächter hervor wie Witze, in denen arabische Sprechweise imitiert wird. Fast alle Pakistaner tragen arabische Namen, sprechen sie aber auf eine Weise aus, die sich sehr verselbständigt hat. Die ständig gebrauchte Grussformel *salámalaikum* korrekt arabisch

auszusprechen, gilt als besonders spassig und treibt auch dem einfachsten Volk vor Lachen die Tränen in die Augen. Die religiöse Vorstellung von Arabisch als der Sprache Gottes und der Engel wird in satirischen Versen verspottet.

Zu all dem gibt es bei Rushdie Anklänge. Die Stadt Mekka heisst bei ihm *Djáhilíya*. Dieses Wort, es bedeutet «Unwissenheit», steht in der religiösen Terminologie des Islam für die vorislamische Epoche des Unglaubens, sozusagen der finstersten Barbarei. Von indo-muslimischen Intellektuellen bekommt man oft zu hören, dem lieben Gott sei nichts anderes übrig geblieben, als den Islam erst unter den Arabern verkünden zu lassen. Die hätten eine Morallehre am dringendsten nötig gehabt. Im übrigen seien die islamischen Normen auf jene primitiven Zustände zugeschnitten. Auch hätte sich bei den Arabern nicht viel verändert. *Djáhilíya* sei ein trefflicher Ausdruck auch für die arabischen Verhältnisse von heute.

Hier sei erwähnt, dass besonders radikale Islamisten («Fundamentalisten») in arabischen Ländern von der heutigen Zeit als einer Neo-*Djáhilíya* sprechen. Doch das tangiert Rushdie nicht. Er gebraucht das Wort in der für Freigeister in Indien und Pakistan üblichen Weise, nämlich als ein Wort, das schon seines arabischen Klanges wegen exotisch, wenn nicht gar komisch wirkt.

Von einer historischen Warte aus hätte Rushdie durchaus Recht mit dem Gebrauch des Namens *Djáhilíya*; Mekka wurde ja nach der Einnahme durch die Muslims nicht zu einer Stadt der Frommen, ist es auch heute nicht. Die Bewohner hatten Muhammads Auftreten als Prophet erst mit Hohn quittiert und ihn dann als Subversiven bekämpft. Schliesslich mussten sie sich der Übermacht der neuen Glaubensgemeinde beugen und pro forma den Islam annehmen. Innerlich blieben viele feindlich gesinnt und trieben ihre Spässe über die ihnen verhasste oder lächerlich erscheinende Religion. So ist es noch sehr viel später vorgekommen, dass etwa ein Sektierer nach seiner Eroberung der Stadt stockbetrunken den Schrein auf dem Pferd umritt, und schliesslich an der Kaaba urinierte — also eine doppelte und dreifache Entweihung — aber wer weiss das heute?

Khalid Durán

Der Atlantik wird wieder breiter

Die deutschen Nachkriegsenkel grenzen sich ab

Berlin, im Sommer 1963. Seit der Kubakrise vom vergangenen Herbst ist die weltpolitische Lage gespannt. Das wirkt sich in der alten deutschen Reichshauptstadt im Herzen Europas besonders belastend aus, wo im August 1961 der Bau einer Mauer mitten durch die Stadt die Verhältnisse ohnehin schon sehr verschlechtert hat. Die Berliner sind bedrückt und ängstlich.

Eine seit längerem geplante Visite des amerikanischen Präsidenten kommt daher gerade recht, vielleicht vermag der Repräsentant der grössten Schutz- und Garantiemacht die Gemüter zu beruhigen. Der Besuch soll dann alle Erwartungen sprengen. Ein wahrer Freudentaumel brach über Berlin und die Bundesrepublik herein, die in der späten Adenauer-Ära politisch eher Trübsal zu blasen pflegte. Über Nacht wurde John F. Kennedy zum Hoffnungsträger für das ganze Land. Der jugendliche Vertreter einer Weltmacht, deren Weitblick sich nicht zuletzt der rasche Wiederaufschwung Westdeutschlands verdankte, versinnbildlichte offenbar jenen «Erlöser», den sich die Deutschen laut John Kornblum[1] nach ihrem historischen Sündenfall sehnlich wünschten. Wenn auch Washington diesen Part eines gnädigen — in den Worten von Alfred Dregger[2] — «Übervaters» bisher schon gespielt hatte, so liess sich die Fernstenliebe nun endlich auch personalisieren. Es herrschte also Hochstimmung, als Kennedy am 26. Juni 1963 vom Schöneberger Rathaus aus vor eineinhalb Millionen Menschen seine Ansprache mit jenem umjubelten Bekenntnis schloss: *«Ich bin ein Berliner!»*, das sprichwörtlich werden sollte.

Abkühlung

Und heute? Was ist von dieser Innigkeit geblieben? Obwohl die Bundesrepublik Deutschland nach Alberto Moravia vielen Beobachtern noch immer *«den Eindruck eines kleinen Amerika im Herzen Europas»* vermittelt, und obgleich die Umfragen der Demoskopen eine beruhigende Stetigkeit der Freundschaftsbezeugungen beschwören, haben sich die Dinge zum Schlechten gewendet. *«How do you like America?»* fragte vor einiger Zeit ein Leitkommentar im Hamburger Magazin *«Stern»* maliziös seine Leser, ganz in den Fussstapfen einer früheren *«Spiegel»*-Serie, die vom *«Land der begrenzten Möglichkeiten»* sprach. Und neuerdings vernimmt man auch von höchster politischer Ebene in Bonn, dass in der Abrüstungsfrage eine Fraktion der Regierungskoalition die andere als «Amerikafreunde» abstempeln will und damit Pro- oder Antiamerikanismus offenbar wieder zur politischen Glaubensfrage macht; auch über «Vasallentreue» ist da und dort zu hören. Wie auf dieser Etage, so auch in der breiten Bevölkerung. Auf der Strasse und in Protest und Regelverletzung vollzieht sich heute die meinungsbildende Sozialisation von nicht unerheblichen Teilen der Jugend. Hier aber, wie überhaupt im soziokulturellen Nonkonformismus, hat Amerika offensichtlich längst seinen Kredit verspielt, die «Friedensbewegung» beispielsweise kritisiert diese oder jene Massnahme der jeweiligen Administrationen, schürt jedoch augenscheinlich auch immer schlichten Antiamerikanismus. Man denke in diesem Zusammenhang nur an den öffentlichen Hassausbruch beim Besuch des US-Vizepräsidenten George Bush am 25. Juni 1983 in Krefeld oder an die Demonstrations-Phalanx gegen den Besuch Ronald Reagans 1987 in Berlin zur 750-Jahres-Feier der Stadt. Die «Ablehnungsfront» vereinte dabei SPD-Kreisverbände, Jungsozialisten, die Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, die IG Druck und Papier oder kirchliche Gruppen mit der SEW, der AL, bezirklichen Friedensinitiativen bis hin zum Randale-Netzwerk, das in Berlin als *free floating*

protest mit seinem Bekenntnis zum *Demonstrationsvergnügen* ein bekanntermassen ausgesprochen ästhetisches Verhältnis zur Gewalt hat.

Neuer Anti-Amerikanismus?

Der hier zum Vorschein kommende «Antiamerikanismus» trägt nicht nur — oder nur vordergründig — politische Züge, er demonstriert vielmehr einen Stimmungswechsel grossen Stils, weil oft zugleich mit dem Unwillen über Washington eine merkwürdige Milde gegenüber dem Grossen Bruder im Osten einherzugehen scheint. Sichtlich hat man nur das Über-Ich ausgetauscht. Löst der rote Bär den Uncle Sam als Leitfigur ab? Die antiamerikanischen Verlautbarungen der letzten Zeit klingen ziemlich neurotisch. Es geht zu wie in Sigmund Freuds «Totem und Tabu»: Ein kollektiver Vatermord wird inszeniert, aber er spielt sich nur in einer Traumwelt ab, weil das Ritual einzig die Vorstellung dessen betrifft, worüber man so empört ist. Verworfen sieht sich mitsamt dem politischen Ideal also nur das Bild von den USA, das von der Gründergeneration der Bundesrepublik gepflegt wurde und dessen Übertreibungen ihrerseits eine Art von «Traumdeutung» nahelegen.

Als *«geistige Halbamerikaner»* (H. E. Richter) schufen sich die Deutschen der Nachkriegszeit ein passendes Identifikationsobjekt. Auf diese Weise wurde das — allerdings — *«enlightened self-interest»* der Politik Washingtons für reine Menschenfreundlichkeit gehalten, sicherlich mit einigem Recht, da es in Gestalt des Marshall-Plans in den Worten Ernest Bevins immerhin wie ein «Rettungsanker für Europa» wirkte. Ein jauchzender Philo-Amerikanismus beweist dennoch wenig Augenmass, auch er projiziert nur eigene Probleme oder Visionen nach aussen. Das Bild vom Fremden, das man sich macht, sagt über diesen selbst wenig aus, mehr über die Gemütsverfassung derer, die es ausmalen. Wen interessiert denn schon das wirkliche Amerika?, so fragte 1959 schon Ludwig Marcuse in «Amerikanisches Philosophieren. Pragmatiker, Polytheisten, Tragiker» (Rowohlt). Zwar hat es viele Versuche gegeben, das neudeutsche Wunschbild vom reichen und untadeligen Beistand auf Normalmass zurückzustutzen — man denke nur an Herbert Weichmanns fair-nüchterne Beschreibung vom «Alltag in den USA» (erschienen im Hamburger Hauswedell-Verlag 1949). Obsiegt hat nach dem Krieg aber das kerndeutsche Verlangen nach Bewunderung. Die unvermeidliche Ernüchterung hat spätestens seit den sechziger Jahren mit Macht eingesetzt. Dieser Vorgang ist noch keineswegs abgeschlossen, weil die politische Offizialkultur der Bundesrepublik offensichtlich nach wie vor eine unvoreingenommene Amerikasicht versperrt. Die USA als ein Imperium auszumachen, das mit Blick auf unsere jüngste Geschichte zwar ein Vorbild der Mässigung seiner eigenen Macht geboten hat, keineswegs aber «der Menschheit die Möglichkeit eines Weltreichs auf demokratischer Grundlage zu beweisen» vermochte, wie es der Göttinger «Auslandswissenschaftler» Paul Darmstaedter[3] zu Anfang des Jahrhunderts noch erhoffte, solches Augenmass ist hierzulande selten anzutreffen.

Enttäuschung

Sind Erwartungen aber zu hoch geschraubt, so fällt die Ernüchterung

schwer, und man sieht vielleicht allzu schwarz. Dramatisierend kommt hinzu, dass die unbefriedigende deutsche Lage sicherlich emotionale Pendelausschläge fördert, setzt sie doch die Erfahrung der Abhängigkeit, ja der weiterwirkenden Fremdbestimmung in diesem geteilten Land fort. Gerade weil der Haupt-Verbündete bisher an dieser Misere nichts hat ändern können, steigert sich auch die Kritik an ihm in dem Masse, wie die Unduldsamkeit am status quo wächst, was sich seit einiger Zeit beobachten lässt. Es ist daher vielleicht auch nicht verwunderlich, dass ab und an von Alternativen geschwärmt wird, dass mal etwas anderes probiert werden soll, obschon — oder gerade weil — die Realität nichts dergleichen zulässt. Wäre nicht durch Liebäugeln mit dem Gegner etwas zu bewegen, der ja unser Geschick ebenfalls in Händen hält? Das setzt freilich voraus, dass man die Nachkriegsordnung neu interpretiert. Überdies darf die Sowjetunion nicht länger als der historische Schurke gelten. Inzwischen zeigt die Öffentlichkeit hierzulande zuweilen mehr Verständnis für Gorbatschow als für den Mann im Weissen Haus. Wie immer: Jene deutsche «Musterschülerschaft» wird fraglich, von der Alfred Grosser einmal gesprochen hat. Und dieser Stimmungsumschwung entspringt paradoxerweise gleichermassen einem als problematisch empfundenen Führungsanspruch der westlichen Vormacht wie ihrem Führungsverlust seit Präsident Carter. In einer eigenartigen Koalition sehen sich die Amerikaner gegenwärtig als von *«rinks wie lechts»* (Ernst Jandl) zum gefälligen Prügelknaben für die vielfältigen Beschwernisse der deutschen Lage erkoren.

Alle Beteiligten huldigen ihrer Vorstellungskraft, in der Amerika nun jeweils das verkörpert, was man erwünscht oder ablehnt. Entsprechend fällt auf, dass inhaltliche Bestimmungen des «Amerikanismus» gänzlich fehlen, lässt man einmal ausser acht, was Ernst Smithanders 1926 im Nordamerika-Band der populären «Handbücher für Auslandkunde» des Langenscheidt-Verlages als «Americanitis» unter die Leute gebracht hat: *«Hiermit bezeichnet man die sprichwörtlich gewordene Eile der Amerikaner, auch jene chronische Verdauungsstörung (chronic dyspepsia), die sich bei vielen Amerikanern infolge zu schnellen Essens einstellt»* [4]. Sollen nicht anderseits Simplifizierungen nach Art von Martin Dies, Vorsitzender des 1938 gebildeten *«Special House Committee for the Investigation of Un-American Activities»,* zugrunde gelegt werden, wonach «Amerikanismus» den Glauben an die eigene Regierungsform bedeutet, entzieht sich das Phänomen Amerika aller Ismen-Prägefähigkeit. Nicht nur waren und sind die Amerikaner zu allen Zeiten immer auch ihre besten Kritiker, so dass sich deutscher Ordnungssinn nicht eben selten schon durch diese Aufmüpfigkeit überfordert fühlte. Des weiteren verbietet die ethnische, regionale und auch kulturelle Vielfalt des Neuen Kontinentes ohnehin jede Schablone. Der «Exzeptionalismus» der amerikanischen Sozialentwicklung sprengt alle Einordnungsraster. Diese Erfahrung irritierte schon Werner Sombart, wie seine Studie «Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?» beweist (1906 bei J. C. B. Mohr, Tübingen). *«Wir machen ein Experiment»,* so hatte einst Benjamin Franklin verkündet, Europa mochte das nicht so recht glauben. Herausgekommen ist dabei wohl

nicht «Gottes eigenes Land», aber sicher etwas qualitativ Neues. Mag der *«American Dream»* auch mit dem amerikanischen Nobelpreisträger für Literatur Sinclair Lewis von lauter Babbitts (1922) wahrgenommen werden, so konnten diese mangels feudaler Überhänge doch ein Gemeinwesen schaffen, das — gemessen an den fortwährenden Verhältnissen auf dem Alten Kontinent — als im eigentlichen Wortsinn offene Erwerbsgesellschaft ohne Ränge und ähnliche Zuschreibungen auskommt. Sombart stösst bei der Untersuchung der hohen Mobilität auf das Phänomen einer Art von «weissem Sozialismus» in Form des sprichwörtlichen Aufstiegswillens jenseits des Atlantiks, der sich auch für eine kritische Beurteilung des «Gelobten Landes» als geradezu elementar erwies, in Europa aber noch heute kaum verstanden, geschweige denn gewürdigt wird.

Europa- und Amerikamüde

Seit Hegels Kennzeichnung des fernen Kontinentes als dem *«Land der Zukunft»* bis zu Ernst Noltes Verdikt vom *«ersten Staat der Linken»* denken wir offenbar immer nur über uns nach, wenn wir über Amerika reden. Es liess sich zu diesem Thema stets trefflich streiten, ohne dass den USA wirkliches Interesse gegolten hätte — dazu lagen sie bis 1918 noch zu weit weg. In Wunsch und Ablehnung aber waren sie eine Projektion, die schon im 19. Jahrhundert zeitweise die Rolle spielte, die Russland für die Intelligenz nach 1917 einnahm . . .

Der Antiamerikanismus entpuppt sich dabei als ebenso komplex wie der Proamerikanismus, beide Widersacher zehren voneinander: Beide änderten ihre Haltung mehrfach und tauschten im Lauf der Zeit ihre Klientel aus, sie wurden zu den verschiedenen Epochen auch von ganz unterschiedlichen Gruppen vertreten. Seit dem 18. Jahrhundert zeigte sich der Konservativismus eher Amerika-spröde, der Nonkonformismus hingegen gab sich — nachzulesen bei Georg Christoph Lichtenberg — zumeist begeistert. Das war wohl auch begründet in jener seit Ernst Willkomms Tendenzroman «Die Europamüden» (1838) geradezu sprichwörtlichen Platzangst auf dem europäischen Erdteil, denn Friedrich Maximilian Klinger, Wilhelm Heinse, Friedrich Schiller, A. W. Schlegel, August von Platen, ja zuweilen auch Goethe, alle zog es zumindest in ihren Träumen über das weite Meer. Es gab eine richtige «Amerikomanie», wie sie von so begeisterten Lobrednern wie Karl Anton Postl (alias Charles Sealsfield, «Die Vereinigten Staaten von Nordamerika» [1827]) oder auch Friedrich Gerstäcker («Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten» [1844]) literarisch erfolgreich umgemünzt wurde. Exemplarisch ist diese Grundstimmung aber bereits im Frühjahr 1783 von einem Anonymus in der *«Berlinischen Monatsschrift»* (I/1783, S. 386 ff.) zum Ausdruck gebracht worden. In einem «Die Freiheit Amerika's» überschriebenen Gedicht sieht sich *«die bessere Hemisphäre»* verteidigt, wo unter den *«Hellenen unsrer Tage die süsse Gleichheit wohnet»:*

Was säum' ich? — Doch, die eiserne Fessel klirrt,
Und mahnt mich Armen, dass ich ein Deutscher bin.
Euch seh' ich, holde Scenen, schwinden,
Sinke zurück in den Schacht, und weine.

Später war es dann neben der politischen Unterdrückung noch die materielle Not, die auf eine amerikanische Chance hoffen liess. Das ganze 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet von einer überwältigenden Abstimmung mit den Füssen zugunsten der Neuen Welt. Aber auch der in Deutschland bis 1918 unterdrückte Republikanismus begrüsste das amerikanische Experiment. Man lese die lyrischen Kaskaden eines Anastasius Grün (Anton Alexander Graf Auersperg) über die transozeanischen «Gestade der Freiheit» in seinem seinerzeit sehr beliebten, in der Weidmannschen Buchhandlung (Leipzig, 1842, S. 89ff.) erschienenen Gedichtzyklus «Schutt» aus dem Jahr 1835; oder die — nüchterner gehaltene — Würdigung der Neuen Welt durch Friedrich List, veröffentlicht sechs Jahre später in «Das nationale System der Politischen Ökonomie» (Cotta Verlag, Stuttgart 1883).

Das schliesst allerdings auch Vorbehalte gerade von aufgeklärten Köpfen nicht aus, so häufen sich von Heinrich Heine bis Friedrich Nietzsche die kulturellen Einwände, wonach der «Amerikanismus» irgendwie eine zivilisatorische Schrumpfform des altehrwürdigen Europas verkörperte. Einen Wendepunkt auf dem Weg zu eher abfälligen Bewertungen markiert dabei wohl ein Erfolgsbuch wie der antiamerikanische Schlüsselroman «Der Amerika-Müde» von Ferdinand Kürnberger aus dem Jahr 1855. Dramaturgisch nicht ungeschickt hebt die Tendenzgeschichte an mit einer Huldigung sans phrase: *«Amerika! Welcher Name hat einen Inhalt gleich diesem Namen! Wer nicht Dinge der gedachten Welt nennt, kann in der wirklichen Welt nichts Höheres nennen. Das Individuum sagt: mein besseres Ich, der Erdglobus sagt: Amerika. Es ist der Schlussfall und die grosse Kadenz im Konzerte der menschlichen Vollkommenheiten.»*[5] Über fünfhundert Seiten später weiss man es dann aber besser. Das Auswanderermissgeschick des jungen deutschen Aristokraten Moorfeld klärt ihn gründlich auf über Prüderie, Geldgier, Brutalität und Gemeinheit der Amerikaner. Alles, was der Leser am Ende vielleicht dennoch lobenswert an Amerika finden sollte, verdankt sich nach Meinung des Autors sowieso irgendwie deutscher Herkunft . . .

«Amerika ist ein Vorurteil», so heisst es einmal bei Kürnberger. Um diese Einschätzung geht es eigentlich immer, damals wie heute, damit aber um Klischees. Die Linke — seit Karl Marx — lobte lange Zeit die Entwicklung in den Vereinigten Staaten, weil sie mit ihr spezifische Hoffnungen verband; die Rechte artikulierte Missbilligung, denn die Neue Welt stand in diesem politischen Umfeld stellvertretend für *«Gleichheitsflegelei»* (Heine) und Schlimmeres. Dies Beurteilungsmuster hat sich — cum grano salis — bis in die späte Weimarer Republik gehalten; erst dann gerieten die Fronten in Bewegung, wohl auch, weil sich nicht nur die diplomatischen Beziehungen zu Washington ausweiteten. Dieser Kontakt gestaltete sich nun freilich in Form einer schuldenintensiven Abhängigkeit von der neuen Macht jenseits des Grossen Teiches, was frische Vorurteile schuf. Vorerst aber gewann, jedenfalls für das Wirtschaftsbürgertum, das Fliessbandmodell der amerikanischen Produktionsweise geradezu einen Vorbildcharakter[6], Ford und Taylor standen einfach für Modernität. Zumindest der Arbeitswelt wurde hier also ein positiver «Amerikanismus» vorgeführt, etwa in Form einer Huldigung durch

den Syndikus der «Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände» Fritz Tänzler in einer «Aus dem Arbeitsleben Amerikas» (Berlin 1927) titulierten Studie. Nicht zuletzt aber rief dieser Meinungswechsel wiederum bei den Konservativen eine immer heftigere Kritik der Linken an den Zuständen in Nordamerika hervor. Man fand in diesem politischen Lager bald nur noch den schnöden Mammonismus bemerkenswert, freundlichere Beurteilungen blieben eher die Ausnahme, wie etwa Alfred Kerr sie in seinem Reisebericht «Yankee-Land» (Berlin 1925) vornahm, der nun freilich reichlich Europa-müde daherkam.

Erstaunlich aber war noch etwas anderes. Wer hierzulande über Amerika urteilte, zu welcher Partei er auch immer gehören mochte — gemeinsam war allen ein bildungsbürgerlicher Hochmut. Ein Beispiel: Am 7. und 8. Juni 1928 wurde von der Deutschen Studentenschaft mit Unterstützung der Wirtschaft in Leverkusen ein Treffen abgehalten für Werkstudenten, die in den USA studiert hatten. Wie in einem Brennspiegel fasst der vom Walter de Gruyter Verlag herausgebrachte Tagungsband[7] alle Aspekte des deutschen Amerikabildes zusammen. Man könne wirtschaftlich von den USA lernen, so der Grundtenor der Berichte, aber seinen Hund möchte man dort nicht begraben. Durchgängig kam eine Zivilisationskritik zu Wort, die alle parteipolitischen Standorte übersprang.

Genau an diese Grundstimmung konnte der Nationalsozialismus anknüpfen, er rührte diese Tradition nur neu an und fügte ihr Elemente wie den Rassismus bei. Von Fritz Nonnenbruch («Das Vereinigte Europa», Leipzig 1925) über Herbert Gross («Amerikas Wirtschaft», Berlin 1942) bis zu Giselher Wirsing («Der masslose Kontinent. Roosevelts Kampf um die Weltherrschaft», Jena 1941): Einig war man sich in der Ablehnung der amerikanischen «Standardwelt» mit ihrer «Patentkultur», die am Ende nichts weiter hervorbrächte als den *«homo communis hollywoodensis»,* den nicht nur Adolf Halfeld («USA greift in die Welt», Hamburg 1941) so verächtlich fand.

Wie weiter?

«Amerikaner zu sein ist ein kompliziertes Schicksal», stöhnte Henry James einmal, durchaus auch mit Blick auf die europäische Hoffahrt und ihr Bild vom *«ugly American».* Die USA waren sicherlich nicht das «Neue Athen», wie es zu seinem Leidwesen selbst Thomas Paine noch erfahren musste, Schöpfer dieser enthusiastischen Losung von einer neuen, einer amerikanischen, und damit eben einer moralischen Phase der Weltpolitik. Sie waren aber auch nicht das Land der *«Lebensmonotonie»* (Heine) und des *«niedrigen Materialismus»* (Schopenhauer) par excellence, wie deutscher[8] Kulturhochmut es gerne haben wollte und will. Also noch einmal: Auch der Philo-Amerikanismus wird den Gegebenheiten nicht gerecht, Voraussetzung für ein plurales Beziehungsgeflecht kann nur eine unvoreingenommene und aufgeschlossene Haltung gegenüber einer — wie der amerikanischen — ganz anderen Einstellung zu den Dingen des Lebens sein. Der Antiamerikanismus jedenfalls versperrt auf die eine oder andere Weise immer den Blick, indem er Selbstlob beziehungsweise auch Selbsthass all jener Kritiker zum Ausdruck bringt, die an Amerika ihre eigenen Probleme abarbeiten. Allenfalls

stellt er eine Strategie der Entlastung dar, die nicht nur Wirklichkeitsverschätzungen spiegelt, sondern politischen Autismus jedweder Art begünstigt, was angesichts der deutschen Vergangenheit in keinem Fall Gutes verheisst.

Der Antiamerikanismus, wie er in der Bundesrepublik wieder Fuss zu fassen scheint, steht aber nicht nur in einer spezifischen Tradition der Deutschtümelei und der Fremdenfeindschaft. Er kann unter den obwaltenden Umständen auch zu einer continental drift führen, die unabsehbare Folgen für die wirtschaftliche und eben auch die politische Lage in Westeuropa haben würde, falls sie nicht in ein allgemeines Konzept der endlichen «Selbstbehauptung Europas» eingebettet wäre. Wir erinnern uns: *«Neben den zwei Giganten, welche gegenwärtig die weltpolitische Initiative in der Hand halten»,* kommentierte mit Howard K. Smith ein amerikanischer Europa-Kenner 1950 verblüfft die ausgesprochen komplizierte Lage der Nachkriegsepoche, *«bleibt Deutschland das wichtigste Land der Erde».* [9] Mit Blick auf die jüngste Geschichte war das eine durchaus beängstigende Einsicht, die den Senator George G. Sadowski aus Michigan seinerzeit gar zu der Prognose veranlasste, *«am Ende würden wohl die Deutschen das Geschick der Alliierten bestimmen»* [10]. Urteile wie diese hatten die geopolitische Lage und technisch-industrielle Dynamik eines Landes im Zentrum Europas im Auge, dessen weitere Entwicklung so oder so die Zukunft des Alten Kontinentes bestimmen musste. Das Schicksal der westlichen Welt wird im Kernland Europas mitentschieden, ob das den Anrainern und Freunden förderlich ist oder nicht. Was Wunder, wenn Westdeutschland für Washington bald zu einem diplomatischen Hätschelkind geriet. Der Kennedy-Besuch von 1963 brachte dies Sonderverhältnis beider Länder nur auf einen symbolischen Nenner. Die verborgenen Asymmetrien konnten dadurch freilich nicht beseitigt werden. Nicht zuletzt sie erklären aber die weltanschauliche Schelte Washingtons und die Protestumzüge vor den Amerikahäusern durch die Studentenbewegung in den 60er Jahren. Bei der lunatic fringe im Lande wuchsen sich diese Unstimmigkeiten Jahre später gar zu Terror-Angriffen auf amerikanische Kasernen aus. Der Antiamerikanismus von heute erweist sich — grob zusammengefasst — als die Forderung der deutschen Nachkriegsenkel nach einer eigenen Identität. Unsinnigerweise suchen sie eine Abgrenzung gegenüber den falschen Werten. Denn «Amerika» steht angesichts der Lage auf dem geteilten Kontinent nach wie vor für Demokratie, Selbstbestimmung und Freiheit. Damit für Errungenschaften, deren Unterdrückung Deutschland historisch erst in die Zwangslage gebracht hat, in der es sich heute befindet. Wären die Amerika-orientierten Demokraten in unserer jüngeren Vergangenheit einflussreicher gewesen, wäre das Land kaum derart ruiniert worden. Im Umgang mit ihrem Mangel an Souveränität sollten sich die Deutschen eine Haltung zulegen, die mehr Selbstvertrauen und Weltoffenheit beweist. Die Amerikaner in diesen Zeiten für die eigenen Probleme haftbar zu machen, zeigt, dass man noch viel zu lernen hat.

Sven Papcke

[1] So der damalige höchste Repräsentant der amerikanischen Militärverwaltung in Berlin am 12. Juni 1987 in der Sendung

«Leute» des III. Fernsehprogramms des NDR. — [2] Zit. «Frankfurter Rundschau» vom 22. Juni 1987. — [3] «Die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihre politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung», Leipzig 1909. — [4] «Land und Leute in Nordamerika», Berlin Schöneberg 1926, S. 19. — [5] Kürnberger, «Der Amerika-Müde. Amerikanisches Kulturbild», München/Leipzig, 1910. — [6] Vgl. Theodor Lüddecke, «Das amerikanische Wirtschaftstempo als Bedrohung Europas», Leipzig o. J. (1925). — [7] «Deutsche Werkstudenten in Amerika», Berlin/Leipzig 1928. — [8] Es liesse sich hier fraglos breiter auch von europäischer Voreingenommenheit sprechen, man vergleiche dazu etwa die Vorbehalte, die Charles Dikkens in seinen einflussreichen «American Notes For General Circulation» (1842) zum Ausdruck gebracht hat. — [9] «The State of Europe», London 1950, S. 97. — [10] Zit. a.a.O.